Geschichte aktuell 06 2026

EUGEN-GUTMANN-GESELLSCHAFT e.V.
Historische Gesellschaft der Commerzbank

Die Anfänge der Frauenbeschäftigung in den Berliner Großbankzentralen

von Dieter Ziegler

Frauen in Führungspositionen einer deutschen Großbank sind auch heute noch eher die Ausnahme. Vor einhundert Jahren war eine weibliche Karriere in der Finanzwelt jedoch nicht einmal als Utopie einer fernen Zukunft vorstellbar. Denn Frauen waren nur in einer „dienenden“ Rolle als Angestellte geduldet, etwa als Telefonistin, Stenotypistin oder bestenfalls im Vorzimmer eines – selbstverständlich männlichen – leitenden Angestellten. Sie traten jung und unverheiratet in den Bankdienst ein, schieden allerdings gut zur Hälfte bereits wenige Jahre später nach ihrer Eheschließung wieder aus, weil keine Großbank bereit war, eine verheiratete Frau zu beschäftigen. Viele der Frauen, die unverheiratet geblieben waren, erreichten aber häufig nicht einmal das damalige Renteneintrittsalter von 60 Jahren im aktiven Dienst. Sie wurden vielmehr vorzeitig (zwangs-)pensioniert – ein Schritt, der in den meisten Fällen in Altersarmut endete.

Die erste Angestellte, die in den Bürodienst bei einer Berliner Großbank eintrat, hatte ihren Arbeitsvertrag im Spätsommer 1899 bei der Darmstädter Bank (Bank für Handel und Industrie) unterschrieben, die seinerzeit als Nr. 4 unter den Berliner Großbanken rangierte. Die Darmstädter Bank war die einzige Berliner Großbank, die vor dem Ersten Weltkrieg überhaupt Frauen in nennenswerter Zahl einstellte. Bei der Deutschen Bank, der Dresdner Bank und der Commerzbank gab es keine weiblichen Angestellten – jedenfalls nicht in Berlin, dem Finanzzentrum des Deutschen Reichs.

Es gab also kein Arbeitsplatzangebot für Frauen, aber es gab auch keine Nachfrage von Bewerberinnen. Denn Mädchen aus der Arbeiterklasse verfügten (nach dem Volksschulbesuch) über keine ausreichende (Vor-) Bildung, und für Mädchen aus dem Bürgertum war eine Erwerbsarbeit in der Regel keine Option. Sie hatten zwar die Schule mit der mittleren Reife abgeschlossen, blieben jedoch danach im Haushalt der Eltern und warteten im Grunde darauf, einen geeigneten Ehepartner zu finden, den sie mit Anfang zwanzig heirateten.

Mit dem Ersten Weltkrieg (1914–1918) änderte sich diese Situation grundlegend, und zwar sowohl auf der Angebots- als auch auf der Nachfrageseite. Die Einberufungen rissen bei den rein männlichen Belegschaften große Lücken, und nach anfänglichem Zögern sahen sich alle Großbanken ab 1915 genötigt, Frauen in großer Zahl einzustellen. Ausreichende Bewerbungen scheint es gegeben zu haben, da die materielle Versorgung der „Kriegerfamilien“ alles andere als üppig war. Sollte der Lebensstandard der Familie gehalten werden, mussten viele Familien eine zusätzliche Einkommensquelle erschließen. Die Tätigkeit als Büroangestellte wurde für eine Tochter „aus gutem Hause“ im Gegensatz zur Fabrikarbeit als zumutbar erachtet. Wie bereitwillig die 16- bis 20-jährigen Mädchen ihre Bewerbung einreichten, steht allerdings auf einem anderen Blatt.

Damit war aber der Durchbruch bei der Frauenbeschäftigung in Deutschland keineswegs erreicht. Nach dem Krieg verließen viele Frauen freiwillig den Bankdienst wieder, oft mussten sie aber auch entlassen werden. Denn die Revolutionsregierung 1918/19 war sich mit den Arbeitgebern darin einig, dass die demobilisierten Soldaten schnell wieder in Lohn und Brot gebracht werden mussten, damit sie nicht auf die Idee kamen, eine zweite Revolution nach russischem Vorbild anzuzetteln.

Das ging nur auf Kosten der im Krieg eingestellten Hilfskräfte. Die entlassenen Frauen blieben aber nicht lange arbeitslos. Denn erstens kamen nicht alle ehemaligen Angestellten aus dem Krieg zurück. Zweitens

Seltener Anblick: Mit diesem Foto bewarb sich die damals 23-jährige Alice B. im Jahr 1905 erfolgreich bei der Darmstädter Bank.

schuf die einsetzende offene Inflation einen enormen Bedarf an gering qualifizierten Arbeitskräften. Frauen wurden nun als Geldzählerinnen und zum „Nullenschreiben“ eingestellt. Der große Exodus sollte aber dennoch kommen: Nach der Währungsstabilisierung 1923/24 wurden keine „Nullenschreiberinnen“ mehr benötigt, sodass der Anteil der Frauen an den Belegschaften auf den niedrigsten Stand seit 1914 zurückging.

Frauen waren deutlich billigere Arbeitskräfte als Männer. Als Einstiegsgehalt verdienten sie bei der Darmstädter Bank vor und während des Krieges zwischen 900 Mark und 1.200 Mark pro Jahr, während das Anfangsgehalt der Männer bei etwa 1.200 bis 1.500 Mark lag. Allerdings sind diese Zahlen nur bedingt vergleichbar, weil das Gehalt in individuellen Arbeitsverträgen fixiert wurde,

sodass unklar ist, welches Qualifikationsniveau welches Gehalt ermöglichte und wie die Bewerberinnen und Bewerber tatsächlich eingesetzt werden sollten.

Mit der Einführung von Tarifgruppen und der Aushandlung der Tarifgehälter zwischen den Tarifparteien ist ein Vergleich eher möglich. Grundsätzlich forderte der sozialistische Allgemeine Verband der Deutschen Bankangestellten Lohngleichheit für Männer und Frauen. Das sah der liberal-konservative Deutsche Bankbeamten-Verein eigentlich anders. Aber unter den revolutionären Bedingungen der ersten Nachkriegsjahre beanspruchten die Sozialisten die Federführung bei den Tarifverhandlungen. Die Gleichstellungsforderung gehörte jedoch zu den ersten Bastionen, die die ausschließlich männlichen Vertreter in den Tarifverhandlungen zu räumen bereit waren.

Im ersten Tarifvertrag für private Banken, dem „Reichstarifvertrag für das deutsche Bankgewerbe“ vom Oktober 1920, wurde den Frauen zwar grundsätzlich zugestanden, dass für sie die gleichen Grundsätze galten wie für die Männer. Im Nachsatz wurde dieses Gleichheitsgebot gleichwohl bis zum 21. Dienstjahr aufgeschoben – aus der Perspektive des Jahres 1920 also bis zum Sankt-Nimmerleins-Tag. Bis dahin lag der Abschlag vom männlichen Tarif für Frauen zwischen 5 und 10 Prozent, je nach Tarifgruppe und Dienstalter.

Noch gravierender war die Benachteiligung der Frauen beim beruflichen Aufstieg. Im Jahr 1922 hatten sich die Großbankvorstände bereiterklärt, auch Mädchen als Lehrlinge anzunehmen. Die Gewerkschaften jeglicher Couleur liefen dagegen Sturm: Die Konservativen sahen darin einen Widerspruch zur weiblichen Bestimmung als Hausfrau und Mutter, weil Frauen ihre häuslichen Pflichten vernachlässigten, wenn sie einer Erwerbstätigkeit nachgingen. Die Sozialisten mussten dagegen ihre Abneigung klassenkämpferisch verbrämen, indem sie behaupteten, die jungen Bankbeamtinnen würden ihr Gehalt für Luxuswaren ausgeben, was die Arbeitgeber den Gewerkschaften bei den nächsten Tarifverhandlungen vorhalten würden, um die Gehaltsforderungen der Gewerkschaft als überzogen zurückzuweisen.

Der tatsächliche Grund für den Widerstand, Mädchen zur Banklehre zuzulassen, war aber ein anderer. Die „Bankbeamten“ hatten sich mittlerweile mit Frauen in den Büros abgefunden, weil es eine klare Arbeitsteilung der Geschlechter gab. Während die Männer die, aus ihrer Sicht, geistig anspruchsvolle Arbeit erledigten, waren die Frauen für die „rein mechanischen“ Tätigkeiten wie dem Aufnehmen und Abschreiben von Diktaten oder dem Vermitteln von Telefongesprächen da, die ohnehin kein Mann ausüben wollte. Diese Hierarchie, so die Sorge der Männer, hätte durch gelernte weibliche „Bankbeamte“ ins Wanken geraten können. Diese Befürchtung erwies sich jedoch schon bald als unbegründet. Denn zwischen 1922 und 1930 wurden zwar zahlreiche weibliche Banklehrlinge ausgebildet, aber die Aufstiegschancen ihrer männlichen Kollegen blieben ihnen trotzdem verwehrt. Während ein männlicher Banklehrling gute Chancen hatte, mit dreißig Jahren zum Prokuristen oder Depositenkassenvorsteher aufzusteigen, saßen seine Kolleginnen immer noch hinter der Schreib- oder Rechenmaschine.

Frauen verrichteten im Bankgewerbe lange Zeit vor allem einfache, mechanische Arbeiten, wie diese Innenansicht der Münchner Commerzbank-Filiale vom 19. März 1938 zeigt.

Nun könnte man vermuten, dass ledige Frauen nach zwanzig Dienstjahren immerhin ein ausreichendes Auskommen hatten. Das war aber in sehr vielen Fällen nicht so. Denn viele Frauen litten bereits vor ihrem vierzigsten Lebensjahr an einer Krankheit, die seinerzeit als Neurasthenie diagnostiziert wurde. Dabei handelte es sich um einen mentalen Erschöpfungszustand, der die Arbeitsleistung stark beeinträchtigte. Nach der Diagnose wurden die Frauen zur Kur geschickt, doch der Effekt war nur selten nachhaltig. Die Chefs wollten diese älteren Mitarbeiterinnen in der Regel so schnell wie möglich loswerden. Häufige Versetzungen, verbunden mit dem Vorwurf unzureichender Leistungen, verschlimmerten die Krankheit zusätzlich. Nach einigen Jahren stellte die Bank schließlich beim Versicherungsträger einen Antrag auf Frühpensionierung. Nach den wenigen Dienstjahren reichte die Rente weiblicher Bankangestellter aber kaum zur Aufrechterhaltung eines kleinbürgerlichen Lebensstandards aus, sodass der Absturz in eine proletaroide Existenz fast vorprogrammiert war.

Dr. Dieter Ziegler, bis 2024 Professor für Wirtschafts- und Unternehmensgeschichte an der Ruhr-Universität Bochum, ist seit 2004 Vorstandsmitglied der Eugen-Gutmann-Gesellschaft e.V.

Literatur

- Dieter Ziegler, Unter Männern. Frauen im Betrieb der Berliner Großbankzentralen 1900–1949 (Schriftenreihe zur Zeitschrift für Unternehmensgeschichte, Bd. 40), Berlin 2026

Impressum

Eugen-Gutmann-Gesellschaft e.V.
Dr. Matthias Kemmerer (Vorsitzender)
Kaiserstraße 16, 60311 Frankfurt am Main
egg@commerzbank.com
© 2026